

IRINA BAUMGÄRTNER-WALLERAND

## Die Rottenburger Dombauffrage

Im Jahr 1821 wurde Rottenburg Sitz des württembergischen Landesbistums<sup>1</sup>, die ehemalige Pfarrkirche St. Martin wurde zum Dom erhoben. 1828 wurde der erste Bischof, Johann Baptist von Keller (1774–1845), inthronisiert. Nach seiner Ansicht entsprach die Martinskirche weder in räumlicher noch in ästhetischer Beziehung dem Anspruch an eine Domkirche. So entstand fast gleichzeitig mit der Errichtung des Bistums das Bedürfnis nach einem Domneubau.

Zu konkreten Domneubauplänen kam es auf Betreiben Bischof Kellers zwischen 1828 und 1842 und noch einmal zwischen 1900 und 1914 unter Bischof Paul Wilhelm von Kepler (1852–1926).

Die Domneubauffrage hat ihren Ursprung in der Entstehung der Landesdiözese Württemberg und der vorangegangenen Verlegung des Generalvikariats und späteren Bischofssitzes von Ellwangen nach Rottenburg. Die Frage ist, warum Rottenburg zum Bischofssitz erhoben wurde, obwohl die Martinskirche als Dom unzureichend war. Die geschichtlichen Zusammenhänge werden zunächst erörtert, weil sie von großer Bedeutung sind für die Frage, warum bis heute kein Domneubau erstellt wurde.

### *1. Vorgeschichte der Diözese Rottenburg*

Das vorher rein protestantische Württemberg erhielt durch den Gebietsgewinn aufgrund der Säkularisation in den Jahren 1802–1810 eine große Anzahl katholischer Untertanen, die den Diözesen Augsburg, Speyer, Würzburg, Worms und Konstanz zugehörten, weshalb König Friedrich I. die Gründung eines eigenen Landesbistums Württemberg ins Auge faßte. Schon 1802/03 hatte die württembergische Regierung entsprechende Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl geführt, die wegen der Einmischung Napoleons nicht zum Ziel gelangten. Es blieb ihr die Möglichkeit, Tatsachen zu schaffen. 1812 errichtete sie in Ellwangen ein Generalvikariat, das 1817 unter König Wilhelm I. von Württemberg nach Rottenburg verlegt wurde.

1818 wurden in Frankfurt die Verhandlungen mit dem Heiligen Stuhl wieder aufgenommen. Außer Württemberg nahmen noch weitere Staaten des Deutschen Bundes daran teil, die keine eigenen Konkordate besaßen. 1821 wurden in der Zirkumskriptionsbulle »Provida solersque« die fünf neuen Bistümer Freiburg, Rottenburg, Mainz, Fulda und Limburg umschrieben und zu einem Sprengel »Oberrheinische Kirchenprovinz« zusammengefaßt (Sitz des Erzbischofs ist Freiburg im Breisgau).

1 1978 wurde der Name der Landeshauptstadt hinzugefügt. Das Bistum heißt jetzt Rottenburg-Stuttgart.

## 2. Rottenburg – Sitz des württembergischen Landesbistums

1812 richtete König Friedrich I. von Württemberg gleichzeitig mit dem Generalvikariat in Ellwangen eine katholische Landesuniversität ein, bei der es sich jedoch nur um eine theologische Fakultät handelte. Ellwangen war »die vornehmste der neugewonnenen katholischen Städte, die Residenz eines Fürstpropstes des Heiligen Römischen Reiches«<sup>2</sup>.

Der Sohn Friedrichs, Wilhelm I., verlegte die katholisch-theologische Fakultät schon fünf Jahre später nach Tübingen, um ihn der dortigen Universität einzugliedern. Die Gründe für diesen Entschluß lagen an den, nach Ansicht der Regierung, mangelhaften Bildungsmöglichkeiten in Ellwangen; zum einen, weil eine Universität, die nur aus einer theologischen Fakultät besteht, kein umfassendes Studium gewährleisten kann<sup>3</sup>; zum anderen wegen der katholischen Tradition Ellwangens. Da die Ellwanger Bevölkerung der Regierung kritisch gegenüberstand, befürchtete diese, daß eine starke katholische Opposition die Studenten beeinflussen könnte. Die zukünftigen Pfarrer sollten in Tübingen liberal, aufgeklärt und regierungskonform erzogen werden.

Gleichzeitig mit der Verlegung der Fakultät und durch sie bedingt wurde das Generalvikariat von Ellwangen nach Rottenburg<sup>4</sup> verlegt, von der äußersten Peripherie des zukünftigen Bistums in dessen Mittelpunkt, in die Nähe von Tübingen und Stuttgart und zugleich in die größte katholische Stadt des Landes.

Der Generalvikar Franz Karl Joseph Fürst von Hohenlohe-Waldenburg weigerte sich, nach Rottenburg umzuziehen. Die Regierung hatte ihn erst nach der endgültigen Entscheidung über die Verlegung informiert. Da die Regierung ihn des oppositionell katholischen Denkens verdächtigte, war ihm schon 1816 zur staatlichen Kontrolle der Geistliche Rat Johann Baptist von Keller, der spätere Bischof, als Provikar zur Seite gestellt worden. De facto traf dieser seither alle Entscheidungen. Nach Hohenlohes Tod im Jahr 1819 wurde Keller Generalvikar.

Durch die gegensätzlichen Vorstellungen von württembergischer Regierung und Heiligem Stuhl bezüglich der Kandidaten für das Bischofsamt zogen sich die Verhandlungen bis 1827 hin. Schließlich einigte man sich, auf Vorschlag Roms, den Generalvikar von Keller zum Bischof zu ernennen. Am 28. Mai 1828 wurde er feierlich ins Amt gesetzt.

Mit der Ernennung des Bischofs war die Einflußnahme des Staates in kirchliche Fragen nicht beendet, im Gegenteil, aufgrund einer königlichen Verordnung vom 30. Januar 1830 wurde das staatliche Aufsichtsrecht auf das Strengste gehandhabt. Es blieb kein Raum für jedwede kirchliche Autonomie. Erst nach 1848 verlor das Staatskirchenregiment an Einfluß und Kraft.

Zur Durchsetzung der staatskirchlichen Interessen diente seit 1806 der »Katholische Kirchenrat«. Dieser mischte sich auch in rein kirchliche Angelegenheit ein, z. B. erließ er Vorschriften zu Gottesdienst und Liturgie. *Kirchliches Leben war in Württemberg nur deshalb in einer halbwegs erträglichen Atmosphäre möglich, weil man zum Kompromiß bereit war*<sup>5</sup>.

Die innerkirchliche Opposition gegen die Staatskirchler und gegen jene, die sich mit der Regierung arrangierten, keimte in Tübingen schon bald nach der Verlegung des katholisch-

2 Rudolf REINHARDT, Die Friedrichs-Universität in Ellwangen, 1812–1817. Vorgeschichte – Aufstieg – Ende, in: EJ XXVII/1977–1978, 1979, S. 94.

3 Für die Einrichtung einer zweiten »Volluniversität« in Ellwangen fehlten die finanziellen Mittel.

4 Rottenburg war seit 1806 württembergisch, vorher war es ein vorderösterreichischer Oberamtssitz gewesen.

5 Rudolf REINHARDT, Die Diözese Rottenburg 1828–1978. Antworten und Fragen, in: ThQ 158, 1978, S. 248.

theologischen Lehrstuhls auf. Die sogenannten »Ultramontanen« oder »Jungkirchler« kämpften für eine freie Kirche und eine stärkere Bindung an Rom, sie gewannen nach 1840 die Oberhand.

### 3. Die Dombauplanung nach Einrichtung der Diözese

Unter den geschilderten Bedingungen des Staatskirchenrechts gestaltete sich die Planung eines Domneubaus äußerst schwierig. Bischof von Keller, damals noch Provikar, war 1817 ungern von Ellwangen nach Rottenburg umgezogen. Im Vergleich zu Ellwangen war Rottenburg in bezug auf die baulichen Gegebenheiten eine schlechte Wahl. Der wichtigste Kritikpunkt Kellers an den Verhältnissen in Rottenburg war das Aussehen der Pfarrkirche St. Martin, der zukünftigen Domkirche.

St. Martin ist eine Basilika ohne Querhaus und Emporen. Die spätgotische Kirche hatte nach einem Brand im Jahre 1644 vor allem im Innern barocke Veränderungen erhalten. Für eine Pfarrkirche von gerade ausreichender Größe, entsprach sie keineswegs dem Anspruch an eine Kathedrale, vor allem weil die Fassade asymmetrisch ist. Das nördliche Seitenschiff ist auf Höhe der zwei westlichsten Langhausjoche schmaler als das südliche. Das liegt daran, daß der Vorgängerbau, eine frühgotische Kapelle, bedeutend kleiner war und das nördliche Seitenschiff des spätgotischen Neubaus wegen der dort vorhandenen Straße nicht gleichmäßig erweitert werden konnte. Auch im Inneren ergibt sich eine Achsenverschiebung, weil das Turmuntergeschloß des Vorgängerbaus in die spätgotische Kirche einbezogen wurde. Der Chor konnte aus diesem Grund nicht nach Süden erweitert werden und ist nördlich aus der Mittelachse gerückt.

Wegen dieser Asymetrie und der geringen Größe, die keineswegs der Doppelfunktion als Stadtpfarr- und Domkirche gerecht wurde, hielt der damalige Provikar von Keller St. Martin für unwürdig und ungeeignet und schlug schon 1817 vor, daß *bei der (...) Ausscheidung des Kirchenfonds zu Dotation des Bisthums und der geistlichen Institute auf dieses Bedürfnis und wirkliche Erbauung einer neuen Cathedralkirche gnädigst und besonderer Bedacht genommen werden wollte*<sup>6</sup>.

Von staatlicher Seite wertete man das Bedürfnis nach einem monumentalen, repräsentativen Mittelpunkt der Diözese als Zeichen bischöflicher Eitelkeit und Herrschsucht. Der Vorschlag des Staatsrats von Schmitz-Grollenburg, mit der Finanzierung aus eigener Tasche zu beginnen, wertete die Forderungen des Bischofs zu dessen Privatvergnügen herab<sup>7</sup>.

Gleichzeitig wandte sich der Katholische Kirchenrat mit aller Schärfe gegen einen von Domdekan Ignaz Jaumann (1778–1861) kommenden Vorschlag für eine Dombaufinanzierung mit Hilfe freiwilliger Spenden der Diözesanen. Jaumann hatte diesen Vorschlag in der Schrift *Ueber die Erbauung einer neuen Cathedralkirche zu Rottenburg* im Frühling des Jahres 1828 publiziert. Diese Schrift hatte zusammen mit ihm der Tübinger Architekt Karl Marcell Heigelin (1798–1833) verfaßt, der mit dem Entwurf des ersten Domneubauprojektes beauftragt war und der Abbildungen seines Projektes an dieser Stelle zum ersten Mal veröffentlichte.

Karl Marcell Heigelin war Leiter einer eigenen Bauschule in Tübingen. Als Fachschriftstel-

6 Aus einem Schreiben des Provikars vom 4. 8. 1817 an den Generalvikar von Hohenlohe, in dem er ihm die bevorstehende Verlegung der katholischen Universität, des Generalvikariats und des Priesterseminars mitteilt. – Josef ZELLER, Die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen im Jahre 1817, in: ThQ 108, 1927, S. 136.

7 Vgl. dazu: Josef ZELLER, Die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät in Tübingen im Jahre 1817, in: ThQ 108, 1927, S. 77–158, 145 f. – Klaus GANZER, Ein Kapitel aus der Vorgeschichte der Diözese Rottenburg. Die Verlegung des Generalvikariats nach Rottenburg im Herbst 1817, in: Theologie im Wandel. Festschrift zum 150jährigen Bestehen der Katholisch-theologischen Fakultät an der Universität Tübingen, 1817–1967, München–Freiburg/Br. 1967, 190–208.

ler besaß er einiges Renommé, was sicher der Grund für seine Verpflichtung war, denn er hatte wegen der in Württemberg herrschenden wirtschaftlichen Rezession noch keine Kirche gebaut<sup>8</sup>.

Ignaz Jaumann war seit 1814 Pfarrer von St. Martin und hatte im Vorfeld der Verlegung des Generalvikariats die Martinskirche als »sehr geeignet« für eine Erhebung zur Kathedrale unter der Voraussetzung empfohlen, daß die ehemalige Karmeliterkirche als Pfarrkirche dienen sollte<sup>9</sup>. Er war ein loyaler Staatskirchler. Sein Ansehen bei der Regierung verschaffte ihm im Jahr 1828 das wichtige Amt des Domdekans. Jaumann nutzte seine Stellung, um im Falle einer Kontroverse die Entscheidung des Bischofs zu blockieren<sup>10</sup>. Deshalb war es für den Bischof von großer Bedeutung, eine so einflußreiche Persönlichkeit in der Dombau-Angelegenheit auf seiner Seite zu wissen. Von Seiten der Bevölkerung wurden die Domneubaupläne ebenfalls begrüßt, was durch die Engräumigkeit von St. Martin aufgrund seiner Doppelfunktion als Dom- und Pfarrkirche begründet war<sup>11</sup>.

#### 4. Die Dombaupläne des Karl Marcell Heigelin

Die genaue Lage des Dombauplatzes stand 1828, als die Domneubaupläne von Karl Marcell Heigelin veröffentlicht wurden, noch nicht fest<sup>12</sup>. Heigelin wählte für die Darstellung der Außenansicht in »Ueber die Erbauung einer neuen Cathedralkirche zu Rottenburg« eine Hanglage.

Sein Entwurf ist eine dreischiffige Pseudobasilika mit einem breiten Vorhof, der an drei Seiten von Arkadengängen umschlossen ist<sup>13</sup>. Diese enden vorn an den Sockeln zweier schmaler und hoher Glockentürme auf quadratischem Grundriß und schaffen so eine Verbindung zwischen Glockentürmen und Kirchenfassade. Die schlanken Glockentürme erinnern an mittelalterliche norditalienische. In den Vorhof hätte man wegen des Niveauunterschieds durch die Hanglage mit Hilfe einer Treppe gelangen sollen, die so breit ist wie die Kirchenfassade.

Der mittlere Teil der Fassade besteht aus einem, dem Mittelschiff vorgelagerten, fast quadratischen Block, in dem sich die Vorhalle befindet. Vor dieser Eingangshalle steht ein triumphbogenähnlicher Portikus. Das Mittelschiff, die Seitenschiffe und der Portikus besitzen Walmdächer. Die Dekoration der Fassade ist spärlich und flächig, was die Blockhaftigkeit des Gebäudes betont. Auf der Abbildung des Äußeren wirkt der Domentwurf wie eine Basilika wegen der Staffelung zwischen Mittelschiff und Seitenschiffen. Im Inneren erkennt man, daß es eine Staffelhalle ist. Das Tonnengewölbe des Mittelschiffs beginnt direkt über dem Gesims oberhalb der Säulenarkaden und besitzt keine Fenster.

Für die toskanischen Säulen der Arkaden sollte der gelbliche Sandstein der Region verwandt werden. Da diese schmalen Stützen ohne kostenaufwendige Widerlager unmöglich

8 In den evangelischen Gebieten Württembergs kam es zwischen 1816 und 1855 zu keinen Kirchenneubauten. Erst in den Jahren 1831 bis 1832 konnte Heigelin einen Umbau der evangelischen Pfarrkirche in Korb bei Waiblingen planen und ausführen.

9 Vgl. dazu: 150 JAHRE BISCHOFSTADT, in: Südwest Presse mit Rottenburger Post, Rottenburg 25. 11. 1967.

10 Vgl. dazu: August HAGEN, Die kirchliche Aufklärung in der Diözese Rottenburg, Stuttgart 1953, S. 361.

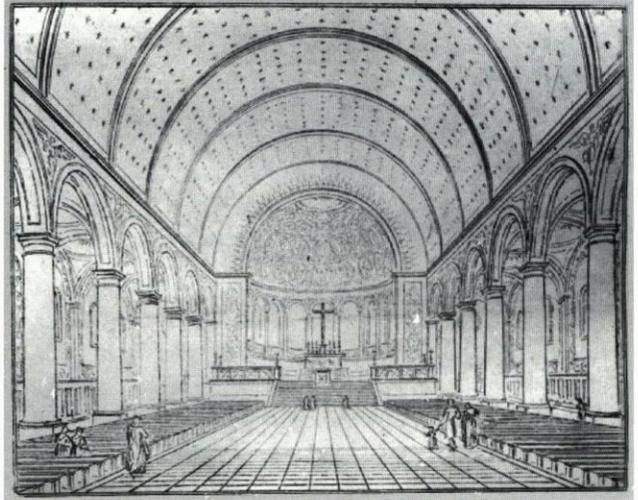
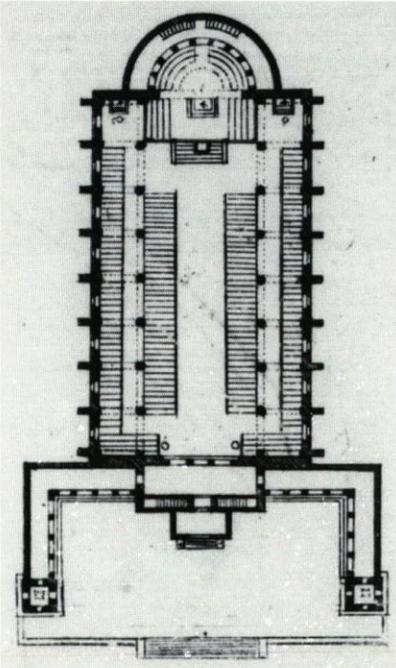
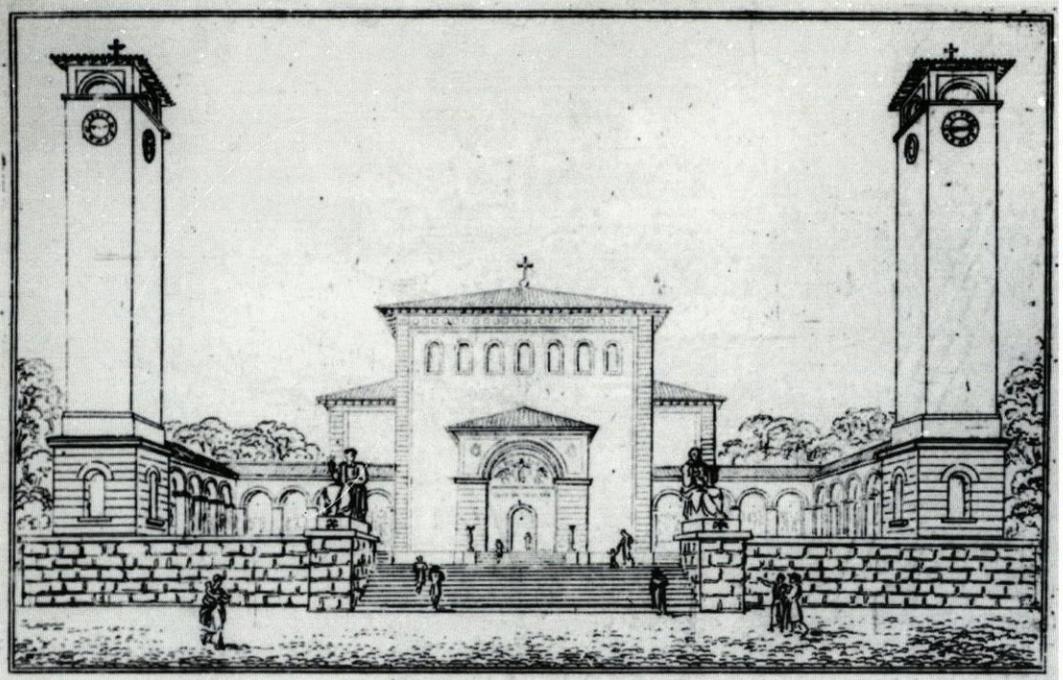
11 Vgl. dazu: Briefwechsel des Stiftungsrats der Stadtpfarrgemeinde der Jahre 1840 bis 1842 mit dem Katholischen Kirchenrat, in: DAR Bestand G1.1, (A6.4a,) Nr. 208.

12 Vgl. dazu: Brief des Katholischen Kirchenrats an das Innenministerium vom 21. 6. 1828, in dem er seine Unkenntnis bezüglich des geplanten Dombauplatzes darlegt. StA Ldbg Bestand E211.I Bü 147.

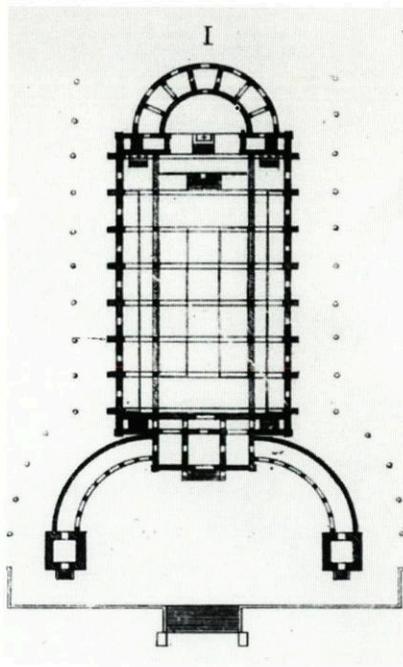
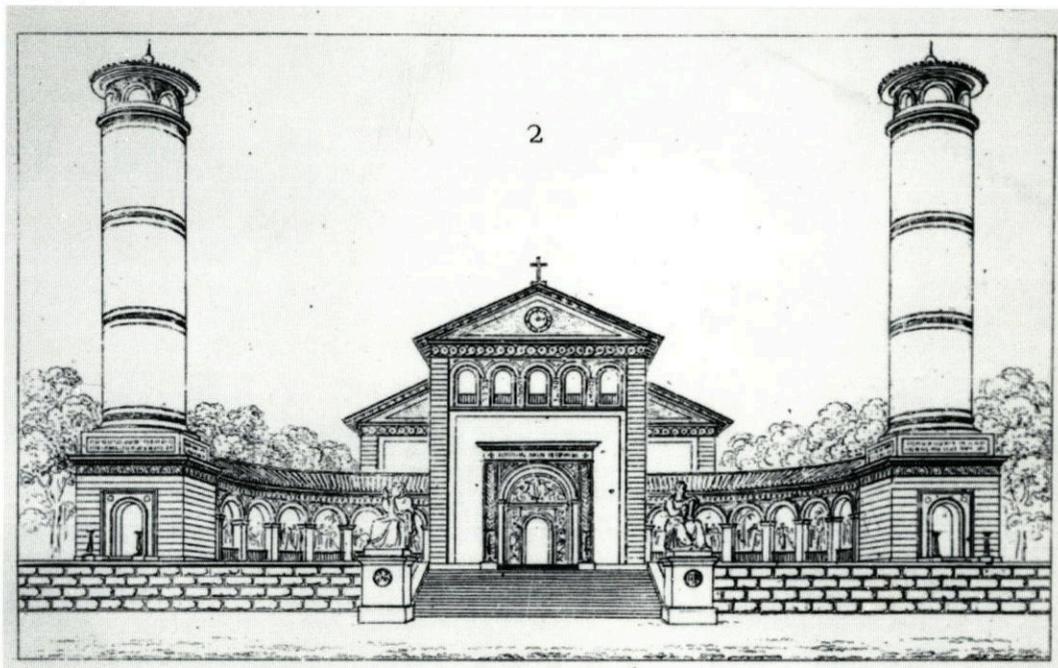
13 Das Motiv der Arkadengänge stammt aus der italienischen Friedhofsarchitektur und wurde seit Beginn des 19. Jahrhunderts in Deutschland verstärkt aufgegriffen.



St. Martinsdom in Rottenburg um 1900. Innenansicht



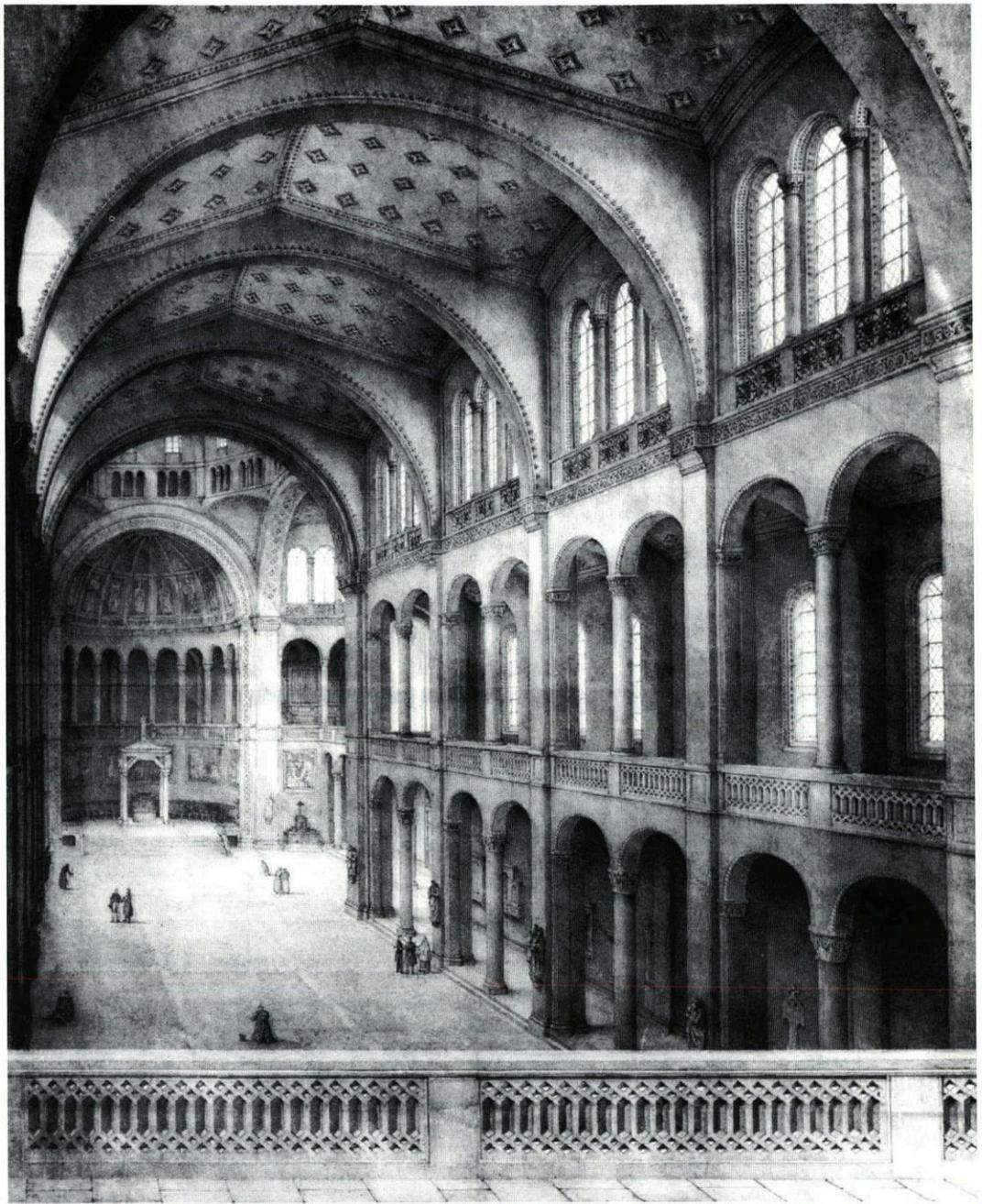
Kathedraientwurf für Rottenburg von Karl Marcell Heigelin, 1828.  
Außenansicht, Inneres und Grundriß



Zweite Version einer Kathedrale in Rottenburg von Karl Marcell Heigelin, 1832. Außenansicht, Grundriß und Inneres

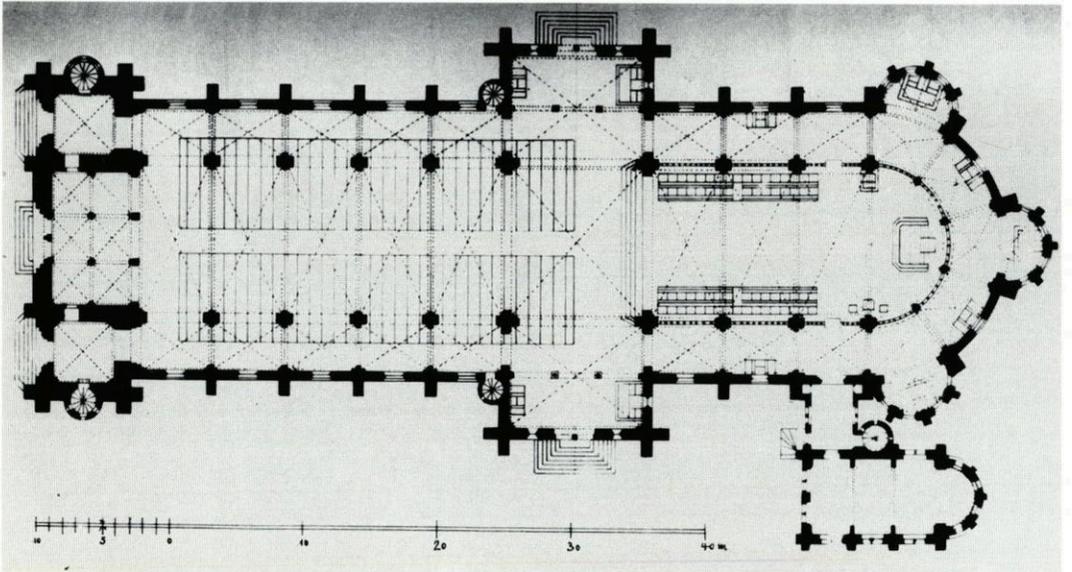
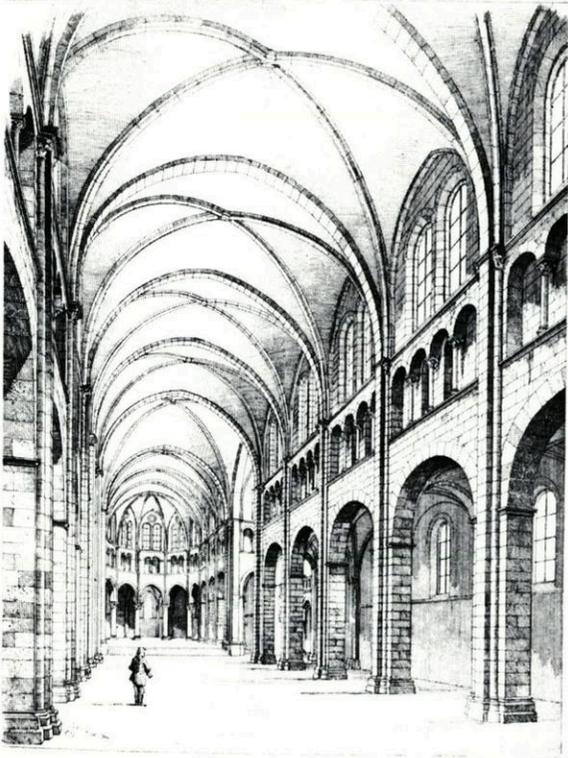


Rottenburger Dombauprojekt von Heinrich Hübsch aus dem Jahre 1834



Dombauprojekt von Heinrich Hübsch aus dem Jahre 1834

Domentwurf des Jahres 1903 von Josef Cades.  
Inneres, Grundriß und Äußeres







Josef Cades' Domentwurf mit Emporen aus dem Jahr 1904. Inneres und Äußeres

#### ABBILDUNGSNACHWEIS

Postkarte (1); Karl Marcell Heigelin/Ignaz Jaumann, Über die Erbauung einer neuen Cathedralkirche zu Rottenburg, Tübingen 1828 (2 und 3); Karl Marcell Heigelin, Lehrbuch der höheren Baukunst für Deutsche. Band 3, Leipzig 1832, XIV und XV (4); Heinrich Hübsch, Bauwerke. Abbildungsband. Karlsruhe 1838 (5 und 6); Diözesanarchiv Rottenburg, Bestand G 1.1 (6 und 7); Staatsarchiv Ludwigsburg Bestand E 211/I Büschel 147 (7); Paul Wilhelm von Kepler, Aus Kunst und Leben. Freiburg 1905, Seite 301 und 303 (8).

ein steinernes Tonnengewölbe hätten tragen können, entschied sich Heigelin aus Gründen der Sparsamkeit für ein Gerippe aus Eichenbohlen mit aufgenagelten Terracottaplatten.

Während das achtjochige Mittelschiff weiträumig ist, sind die Seitenschiffe schmal. Sie sind mit flachen Pendentivkuppeln überwölbt, ähnlich wie San Lorenzo und Santo Spirito von Filippo Brunelleschi in Florenz aus den 20er und 30er Jahren des 15. Jahrhunderts<sup>14</sup>. Der Chor ragt in das Mittelschiff hinein und ist um einige Stufen erhöht. Das Presbyterium und die konchenförmige Apsis werden durch einen Triumphbogen, der mit Strahlen dekoriert ist, voneinander geschieden. Die Apsis besitzt statt eines Umgangs einen Sängeraltan. Am östlichen, flach abschließenden Ende der Seitenschiffe befinden sich die zwei von der Liturgie vorgeschriebenen Nebenaltäre. Kapellen sind nicht vorgesehen.

Da das Mittelschiff nur Licht aus den kleinen Rundbogenfenstern der Seitenschiffe erhält und die Apsis nur von einem Okulus in der Kalotte beleuchtet wird, wäre die Kirche sehr dunkel geworden. Diese Dunkelheit ist eine bewußte Anknüpfung Heigelins an die Lichtverhältnisse in frühchristlichen Kirchen.

Es waren polychrome Malereien im Inneren geplant in den Farben blau, weiß und purpur mit üppiger Vergoldung. Das Tonnengewölbe sollte mit goldenen Sternen ausgestattet, die Seitenschiffwände, die Zwickel zwischen den Arkaden und der Chor sollten mit Engeln, Blumenranken und Ornamenten dekoriert werden. Wie Heigelin plante, sollte der geringe Lichteinfall und die Polychromie der Dekoration den Betrachter in eine mystische Stimmung versetzen.

Eine Variation des Rottenburger Dombauprojektes stellte Heigelin 1832 im dritten Band seines »Lehrbuch der höheren Baukunst für Deutsche« vor. Insgesamt sind hier die Formen stärker gerundet, einige baulich Mängel wie das Fehlen einer Sakristei in der ersten Fassung wurden beseitigt.

Die Arkaden des Vorhofes sind viertelkreisförmig statt rechteckig gestaltet. Die Sockel der Glockentürme besitzen einen rundbogigen Zugang statt Rundbogenfenstern. Die Türme erheben sich kreisrund über dem quadratischen Sockel und sind durch Gesimse in drei fensterlose Stockwerke geteilt. Sie erinnern durch die Fensterlosigkeit, ihre Schlankheit und die quadratischen Sockel an römische Triumphsäulen, wie z. B. die Trajanssäule in Rom. Die ganze Anlage mit ihren geschwungenen Formen erinnert an barocke Kirchen, z. B. die Karlskirche in Wien, 1716 bis 1725 von Johann Fischer von Erlach erbaut, die ebenfalls die Triumphsäulen als Herrschaftsmotiv aufnimmt. Was bei der Karlskirche noch zwei eigenständige Architekturelemente waren, Glockentürme und Triumphsäulen, verbindet Heigelin zu einem abstrakten Motiv, das beide Deutungen zuläßt.

Der unnötige, der Eingangshalle vorgelagerte Portikus wurde durch ein Portal ersetzt, die Walmdächer durch Satteldächer, wodurch die Fassade einen Giebel erhält. In dessen Zentrum ist eine Uhr vorgesehen, die die wenig sinnvolle Häufung der Uhren an den Glockentürmen der ersten Fassung vermeidet. Die Dekoration der Fassade mit einer Mischung aus Back-, Werkstein und Verputz ist jetzt lebhafter vorgesehen.

Der Grundriß ist besser durchgearbeitet, weil Heigelin mit je einer Zwischenwand am Ost- und Westende des Langhauses Raum für Treppen zum Sängeraltan und in das Obergeschoß der Eingangshalle, das er als Galerie für Posaunenmusik vorsah, gewinnt. Durch die Zwischenwände verkürzt sich das Langhaus auf sieben Joche. Der Sängeraltan befindet sich jetzt nicht mehr zwischen und hinter Rundbogenarkaden, sondern vor einer geschlossenen Wand mit flachen Konchen. Zwischen dieser Wand und der ebenfalls halbkreisförmigen Außenwand schafft Heigelin Raum für eine Paramentenkammer, eine Sakri-

14 Allerdings handelt es sich bei beiden Renaissancekirchen um Hänge- statt Pendentivkuppeln.

stei etc., die wie radiale Kapellen angeordnet sind. Diese Lösung erklärt sich aus seinem Willen, alle funktionsbedingten Nebenräume in die frühchristliche Grundrißform einzubinden.

Heigelin beruft sich ausdrücklich in »Ueber die Erbauung einer neuen Cathedralkirche zu Rottenburg« auf eine der bekanntesten frühchristlichen Basiliken, San Paolo fuori le Mura in Rom, die 1823 niedergebrannt war<sup>15</sup>. Bei seinem Rottenburger Domentwurf erinnern der Vorhof, die freistehenden Glockentürme<sup>16</sup>, die üppige Vergoldung und Bemalung und der basilikale Grundriß<sup>17</sup> an frühchristliche Basiliken. Es geht Heigelin um eine romantische Rückbesinnung auf die frühchristlichen Kirchen und ihre Zeit. Dies ist eine Reaktion auf den bis dahin herrschenden Klassizismus, den Architravbauweise, kanonische Ordnung und weitgehende Monochromie kennzeichnen. Der klare und nüchterne Raumeindruck klassizistischer Kirchengebäude kam zwar dem aufgeklärten Religionsverständnis zu Beginn des 19. Jahrhunderts entgegen, doch galten die klassischen Formen, weil sie aus der heidnischen Antike stammen, mit dem Aufkommen der romantischen Bewegung in zunehmenden Maß als ungeeignet für den Kirchenbau. In diesem Dilemma bot sich ein Rückgriff auf die Kunst christlicher Epochen an.

Dahinter steht die zeittypische »romantische Konvertibilität von Kunst und Kult«<sup>18</sup>, die bildende Kunst, Architektur, Poesie und Religion miteinander vermengt, weshalb der Kirchenbau zur zentralen Bauaufgabe der Romantik wurde. Kirchen sollten zum »Ausgangspunkt stilistischer Erneuerung«<sup>19</sup> gemacht werden, ungeachtet der Tatsache, daß der Kirchenbau des 19. Jahrhunderts durch das Fortschreiten der Säkularisierung keinesfalls dieselbe zentrale Stellung wie im Mittelalter einnehmen konnte.

Außer den genannten Rückgriffen auf frühchristliche Vorbilder erinnern die Rottenburger Dombaupläne Heigelins auch an Renaissancekirchen. Dieser Eindruck entsteht durch die flachen Kuppeln der Seitenschiffe, das tonnengewölbte Mittelschiff, das viele Renaissancekirchen besitzen, und die Fassade, die eine Anlehnung an Palladios Kirchen erkennen läßt. Auf diese Tatsache weist auch das Vorbild der 1774 bis 1784 erbauten klassizistischen Kirche Saint-Philippe-du-Roule von Jean-François Thérèse Chalgrin in Paris, die ebenfalls frühchristliche und palladianische Kirchen frei rezipiert, wenn auch bei Heigelins Domentwurf die historischen Anleihen deutlicher sind. Klaus Döhmer spricht in diesem Zusammenhang von einem »klassizismus-immanenten Historismus«<sup>20</sup>.

Es handelt sich bei Saint-Philippe-du-Roule um eine tonnengewölbte Pseudobasilika mit Architravkolonnaden und mit eingezogenem, halbkreisförmig schließendem Chor. Das Okulus in der Apsiskalotte hat Heigelin von Chalgrins Kirche übernommen. Die Kapellen und die

15 Vgl. dazu: Karl Marcell HEIGELIN/ Ignaz JAUMANN, Ueber die Erbauung einer neuen Cathedralkirche zu Rottenburg, Tübingen 1828, S. 15.

16 Glockentürme sind allerdings zumeist ein im Mittelalter hinzugefügtes Element frühchristlicher Basiliken, und sie sind nie paarweise vorhanden.

17 Der ins Mittelschiff gezogene Chor, die halbkreisförmige Apsis und das Fehlen von Seitenkapellen sind von frühchristlichen Basiliken übernommen.

18 Klaus DÖHMER, »In welchem Style sollen wir bauen?« Architekturtheorie zwischen Klassizismus und Jugendstil, München 1976, S. 94.

19 Ebd., S. 99.

20 »Wesentliche Voraussetzung für die Ausbildung eines historisierenden Formenpluralismus sind freilich bereits in der klassizistischen Stilstruktur selbst und in der Vielfalt ihrer stilistischen Unterprogramme angelegt: Antikes Zitat wechselt da mit palladianischer Allusion, eklektische Motivübernahme mit unverhohlener Kopie. Kompliziert wird diese Situation durch eine, der Antikenrezeption des Quattrocento vergleichbare, originelle Verarbeitung des historisch Vorgegebenen, die den Klassizismus letztlich mit allen Merkmalen stilistischer Autonomie versieht. – Klaus DÖHMER, »In welchem Style sollen wir bauen?« (Anm. 18), S. 20.

Sakristei sind in Saint-Philippe-du-Roule so um den Chor angeordnet, daß der rechteckige Grundriß nicht beeinträchtigt wird.

Die zeitgleich mit Heigelins Entwurf gebauten spätklassizistischen Pariser Kirchen, die ebenfalls in der Nachfolge von Saint-Philippe-du-Roule stehen, besitzen mit Ausnahme von Saint-Pierre-du-Gros-Cailou, der 1822 bis 1832 von Étienne-Hippolyte Godde gebaut wurde, noch die klassizistischen Architravkolonnaden und sind deshalb noch weit stärker als Heigelin der Vergangenheit verhaftet. Trotzdem Heigelin die Architravkolonnade durch Arkaden ersetzt und mit Hilfe der Fresken und der historischen Zitate »romantische« Architektur zu schaffen versucht, löst er sich nicht von dem klassizistischen Typus der Pseudobasilika, wie z. B. die 1829 begonnene Münchner Ludwigskirche von Friedrich von Gärtner (1792–1847), die mit dem klassizistischen Formenrepertoire bricht. Heigelins Domentwurf ist demnach im Übergang zwischen Klassizismus und Historismus anzusiedeln. Seine Unsicherheiten in Planung und Disposition liegen unter anderem an der Entstehung in dieser Umbruchphase.

Heigelin gelingt es nicht, die historisierenden Versatzstücke mit dem antikischen Formenrepertoire zu einer Einheit zu verschmelzen. Ganz deutlich zeigen dies die Proportionen des Äußeren. Der massive Block der Kirchenfassade steht den kahlen Glockentürmen gegenüber, die Arkaden stellen keine echte Verbindung her.

Auch das Innere bietet kein einheitliches Bild. Der Kontrast zwischen der üppigen Dekoration und der klassizistischen Form der Architektur wird nicht überwunden. Dies wird deutlich im Vergleich mit der Kirche St. Georg in Bensheim von Georg Moller, die 1826 bis 1830 erstellt wurde und deren Inneres als Vorbild in Frage kommt<sup>21</sup>. Im Inneren von St. Georg werden die antikischen Formen in der Dekoration durchgehalten, z. B. beim kassettierten Tonnengewölbe. Auch die größere Helligkeit ist überzeugender. Sie wird durch größere Fenster in den Abseiten und einen durch Rundbogenfenster belichteten Chor erreicht. Daß Heigelin sich gewisser Unsicherheiten bewußt war, zeigt die zweite Version von 1832, die einen Teil der Mängel beseitigt.

Trotzdem Bischof Keller und Ignaz Jaumann mit Heigelins Domentwurf zufrieden waren, sah sich Bischof Keller genötigt im Dezember des Jahres 1834 einen neuen Architekten, Heinrich Hübsch, zu beauftragen, denn Heigelin verstarb im Jahr 1833.

##### *5. Das Domprojekt des Architekten Heinrich Hübsch*

Heinrich Hübsch (1795–1863) lebte 1834 in Karlsruhe. Er war Schüler Friedrich Weinbrenners und sein Nachfolger als oberster badischer Baubeamter. Obwohl Protestant, war er zeitlebens der ultramontanen Bewegung zugetan<sup>22</sup>. 1850 trat er zum Katholizismus über. Einerseits mag Bischof Keller ihn gewählt haben, weil er als Fachschriftsteller und Architekt schon große Bekanntheit erlangt hatte, andererseits war er bekannt für seine Fähigkeit, kostengünstig zu bauen. Er berechnete für seinen Domentwurf, einer doppeltürmigen Emporenbasilika mit Vierungsturm und Querschiff, eine Bausumme von nur 100 000 Gulden, wobei er eine von ihm erfundene Gewölbekonstruktion und die Reduktion der Baumasse als Haupteinsparungsmöglichkeit ansah<sup>23</sup>.

<sup>21</sup> Heigelin kannte Georg Moller persönlich.

<sup>22</sup> Er bezeichnete sich selbst in einem Brief vom 16.4.1859 an Ludwig I. von Bayern als einen »Ultramontanen«. – Vgl. dazu: Joachim GÖRICK, Die Kirchenbauten des Architekten Heinrich Hübsch, Diss., Karlsruhe 1974, S. 171.

<sup>23</sup> Friedrich Gärtners Ludwigskirche in München ist in Größe und Anlage vergleichbar, kostete allerdings 950 000 Gulden (für Bau und Ausstattung).

Die Lithographie der Außenansicht, die 1835 gedruckt wurde, zeigt einen monumentalen Backsteinbau, der mit einer Verkleidung von Hausteinquadern aus dem gelben Sandstein der Region geplant war. Der Kirchenbau wird von zwei fünfgeschossigen Türmen mit hohen, pyramidenförmigen steinernen Helmen beherrscht. Die Türme besitzen zwei Zwischengeschosse mit Säulengalerie am Turmfuß und unterhalb der Helme. Sie sind an den Ecken mit Lisenen verstärkt. Die drei unteren Turmgchosse besitzen kleine Rundbogenfenster, die beiden oberen große Biforien, womit das in der romanischen Kunst aus statischen Gründen herrschende Prinzip der nach oben hin vergrößerten Wandöffnungen verwirklicht ist. Außer den Fenstern der beiden oberen Turmgchosse besitzen alle Fenster eine Rahmung mit Ornamentbändern.

Die Türme entsprechen der Breite der Seitenschiffe, der Fassadenmittelteil der Breite des Mittelschiffes. Der mittlere Teil der Fassade ist durch Lisenen dreigeteilt und besitzt im obersten Geschoß drei Rundbogenfenster, von denen das mittlere vergrößert ist. Über diesen Rundbogenfenstern und in den Turmhelmen befinden sich kreuzförmige Öffnungen. Das Satteldach ist relativ steil. Die hohe Vorhalle in Form eines Pfeilerportikus ist durch eine Freitreppe erreichbar, die zur Fassade hin durch eine achteckkreisförmige, flache Auffahrt für Kutschen ergänzt wird. Das flache Satteldach der Vorhalle ist mit je zwei Giebelplastiken über den Eckpfeilern und einer auf der Giebelspitze geschmückt. Durch die hohen Rundbogenöffnungen der Vorhalle werden drei Rundbogenportale sichtbar.

Das sehr schlichte Äußere der Fassade wirkt vor allem durch die starke Vertikalität und ihre monumentale Größe. Die Außenansicht, die den Betrachterstandpunkt seitlich erhöht festlegt, gibt auch den Blick frei auf die pultgedeckten Seitenschiffe mit Strebepfeilern, das vorkragende Querschiff mit hohem Seitenportal und den achteckigen Vierungsturm, der so niedrig ist, daß man auch von einer Kuppel sprechen kann. Er besitzt ein pyramidales Dach über einer Galerie<sup>24</sup>.

Ins Innere sollte der Besucher durch eine zwischen den Türmen befindliche Eingangshalle gelangen, die durch Pfeiler vom Mittelschiff getrennt ist. Es handelt sich um eine gewölbte Basilika mit rheinischem Stützenwechsel<sup>25</sup> und einer Apsis in Form einer riesigen Konche, die beinahe die gesamte Breite des Mittelschiffes einnimmt. Die Emporen werden ohne Unterbrechung über Querschiffe, Chor und Eingangshalle fortgeführt. In den Querschiffen und über der Eingangshalle besitzt der Emporenzugang eine Brüstung ohne Arkaden. Die Emporen sind durch Treppen an den westlichen Enden des Querschiffes zu erreichen.

Auffallend sind die hohen und weiten Arkaden und Fenster und das weiträumige Mittelschiff. Aufgrund des dominierenden Mittelschiffes und der Scheidemauern, die auf ein Minimum an Masse reduziert werden, fallen Emporen und Seitenschiffe als Raumelemente kaum ins Gewicht und »bilden eine Art zweischalige Außenhaut«<sup>26</sup>.

Die Seitenschiffe besitzen weder Kapellen, noch Fenster und sind durch zwei Treppenstufen gegenüber dem Mittelschiff erhöht. Jedes der fünf Langhausjochs besteht aus zwei auf einer schlanken Säule mit ornamentalem Kapitell ruhenden Arkaden zwischen den Pfeilern. Über einer steinernen Brüstung erheben sich die Arkaden der Emporen in gleicher Höhe und Weite wie im Erdgeschoß. Die Emporen sind durch Rundbogenfenster belichtet. Im Obergedanken befinden sich große Drillingsfenster über einer Blendbrüstung.

Das Gewölbe des Mittelschiffes besteht aus zwei ansteigenden Quertonnen pro Joch, die in der Mitte aufeinandertreffen und so flach sind, daß der im Mittelschiff stehende Betrachter die Wölbung kaum erkennen kann. Zwischen den Jochen befinden sich Schwibbogen, die

24 Es existiert eine gewisse Ähnlichkeit mit den Vierungstürmen von Sant' Ambrogio in Mailand oder der Abteikirche von Maria Laach. Vor allem das flache Dach und die Zwerggalerie könnten von Sant' Ambrogio stammen, während die Rundbogenfenster eher an Maria Laach erinnern.

25 Das heißt, daß sich Pfeiler und Säulen abwechseln.

26 Joachim GÖRCKE, Kirchenbauten (Anm. 22) S. 55.

entsprechend dem Gewölbe sehr hoch ansetzen. Auch die Seitenschiffe besitzen eine fast scheidrechte Wölbung. Hübsch hatte diese Form des Gewölbes und das dazugehörige Konstruktionsverfahren erfunden, zuerst in der 1834 bis 1837 in Bulach bei Karlsruhe gebauten St. Laurentiuskirche angewandt und in seinem Werkverzeichnis »Bauwerke« im Jahr 1838 ausführlich vorgestellt<sup>27</sup>. Die leichte Bauweise durch das ausgeklügelte System von Widerlagern und Strebebogen, die in die Konstruktion eingebunden sind, bedingt einen geringen Materialverbrauch und ist deshalb kostensparend.

Da die Gewölbe flach sind, können die Obergadenfenster bis nahe an deren Scheitel reichen und sie so gut ausleuchten. Auch der Vierungsturm trägt zur Helligkeit in den oberen Zonen der geplanten Domkirche bei. Das Klostergewölbe<sup>28</sup> des Vierungsturmes erhebt sich über Trompen, über denen sich Arkaden und darüber je zwei Fenster pro Turmsegment befinden. Das aus dem Vierungstum einfallende Licht beleuchtet auch den fensterlosen Chor, der im Gegensatz zu den anderen hell erleuchteten Raumteilen in mystisches Halbdunkel getaucht ist. Dies ist für romantische Kirchen typisch. Hübsch äußerte dazu, daß die andächtige Stimmung nicht durch zu große Helligkeit des Kirchengebäudes verscheucht werden solle und es für diese Stimmung vorteilhaft sei, wenn das Licht vorzugsweise von oben komme<sup>29</sup>.

Wie bei Heigelins Domentwurf sind die Nebenräume wie Sakristei und Paramentenkammer in einem Halbrund konzentrisch um die Apsis herum vorgesehen, um den geschlossenen Baukörper und die frühchristliche Form des Chors nicht zu beeinträchtigen. Sie sind durch Treppen am Ostende der Querschiffe zu erreichen.

Die Form der doppeltürmigen Emporenbasilika mit Vierungsturm und die starke Vertikalität, die im Gegensatz zu den klassischen Proportionen steht, erinnert an romanische Kirchen. Auch viele Details wie Strebebfeiler, Rundbogenfenster, Stützenwechsel und gewisse, ganz unklassische Ornamente, wie z. B. die Säulenkapitelle und die Fensterlaibungen, sind ein Rückgriff auf die Romanik.

Ins 19. Jahrhundert gehört der Versuch, einen Einheitsraum zu schaffen, wozu ein breites Mittelschiff und überschaubare Nebenräume wie Abseiten und Emporen gehören, die durch möglichst schlanke Stützen vom Mittelschiff getrennt sind, um ein »Verströmen des Hauptraumes in nicht überschaubare Anräume«<sup>30</sup> zu verhindern. Weitere Merkmale, die trotz der historischen Anleihen den Entwurf eindeutig dem 19. Jahrhundert zuordnen lassen, sind der geschlossene Baukörper, die Flächigkeit der architektonischen Gliederung und Details wie die Giebelplastiken der Vorhalle. Auch die geringe Masse, die Schwerelosigkeit der Bauteile, wie z. B. der Türme, entsprechen der Ästhetik des 19. Jahrhunderts. Zum Eindruck der Schwerelosigkeit tragen die großen Rundbogenöffnungen der Fenster, der Vorhalle und der Portale bei, die in der romanischen Kunst so nicht möglich gewesen wären. Die weiten Arkaden und die schlanken Säulen erinnern eher an Kirchen der florentinischen Frührenaissance wie San Lorenzo oder Santo Spirito von Filippo Brunelleschi als an romanische Kirchen.

Hübschs historische Anleihen sind eindeutiger als die von Heigelin, außerdem adaptiert er stärker mittelalterliche als frühchristliche Vorbilder. Sein Domentwurf gehört dem von ihm zunächst nur in der Theorie erfundenen und im Jahr 1828 in seiner Veröffentlichung »In welchem Style sollen wir bauen?« vorgestellten »Rundbogenstil« an. Der Rundbogenstil zeichnet sich vor allem durch seine stilistische Offenheit aus, denn er verbindet Elemente

27 Vgl. dazu: Heinrich HÜBSCH, *Bauwerke*, Textband, Karlsruhe 1838, S. 40–53.

28 Da bei der Abbildung des Inneren das Gewölbe des Vierungsturmes nicht erkennbar ist, kann aufgrund des pyramidalen Daches auf ein Klostergewölbe geschlossen werden.

29 Vgl. dazu: Heinrich HÜBSCH, *Bauwerke*, Textband, Karlsruhe 1838, S. 27.

30 Johannes GERSTNER, *Studien zur Rezeption der »altchristlichen Bauart« in Kirchen der deutschen Romantik*, Diss., München 1990, S. 145.

verschiedenener »rundbogiger« Stile wie der Romanik und der italienischen Renaissance aber auch frühchristliche und byzantinischen Formen zu einer Einheit. Seine größte Verbreitung erfuhr er in Süddeutschland. Im Gegensatz zur künstlerischen und stilistischen Offenheit des Rundbogenstils waren Neuromanik und Neugotik, die ihn ab der Jahrhundertmitte verdrängten, von stilistischer Reinheit geprägt.

Nach der Auffassung Hübschs handelte es sich nicht um den Rundbogen als ästhetisches Prinzip, sondern um eine Art der Konstruktion, die sich gegen den »Nothbehulf-Styl und Lügen-Styl«<sup>31</sup> des Klassizismus wandte, den er als unzeitgemäß bezeichnete. Der Vorwurf der Lüge traf vor allem auf die klassizistischen Architravbauten zu, bei denen immer eine Arkadenkonstruktion unter dem Architrav versteckt wurde, weil nur diese dem Schub des Gewölbes standhalten konnte. Für Hübsch war die »Wahrheit« der Konstruktion das oberste Prinzip. Dekoration und Ornament duldete er nur zur Unterstreichung der Konstruktion, dazu gehörte auch die Materialgerechtigkeit und -sichtigkeit, die bei ihm zu einer ästhetischen Kategorie wurde. Er verwendete einfache Materialien wie Backstein. Verputz lehnte er ab.

Hübsch strebte eine Versachlichung der Architektur an, indem er die Funktionalität und die Unterordnung der Dekoration betonte. Trotzdem er sich für den technischen Fortschritt einsetzte, verurteilte er moderne Eisenkonstruktionen, durchaus zeittypisch, als unangemessen für den Kirchenbau, denn nur die traditionelle Art der Einwölbung war seiner Meinung nach »monumental« und damit einer Kirche würdig.

Die Sachlichkeit seiner Kirchenbauten, die wir heute als modern empfinden, wurde von seinen Zeitgenossen nicht einhellig begrüßt. Die Sinnlichkeit, die eine Kirche ausstrahlen sollte, um den Betrachter in ein romantisches Gefühl zu versetzen, kam nach ihrer Ansicht zu kurz. Er selbst sah diese Problematik, hielt die »Wahrheit« der Konstruktion aber für so wichtig, daß er diese Nüchternheit in Kauf nahm. 1838 äußerte er, wodurch sich seine Kirchenbauten von mittelalterlichen unterscheiden: ... *durch mehr raffinierte Constructionen, durch mannigfachere Formen, durch leichtere mit mehr Fenstern versehene Massen und – leider auch durch größere Nüchternheit*<sup>32</sup>.

Damit brachte er die Wirkung seiner Kirchen auf den Punkt. Sie beeindruckten durch das weitgehende Fehlen von Dekoration, ihre großzügigen Proportionen und ihre ausgefeilte Konstruktion<sup>33</sup>.

Vielleicht war diese Kombination von Nüchternheit, die dem Rationalismus der Staatskirchler entgegenkam, und monumentaler Eleganz, die das Streben nach kirchlicher Autorität der ultramontanen Bewegung ausdrückt, der Grund dafür, daß Bischof Keller Hübschs Entwurf so zugetan war, daß er sich intensiv bemühte, ihn zu verwirklichen. Schließlich war er selbst zeitlessly zwischen den beiden Polen des Staatskirchentums und des Ultramontanismus hin- und hergerissen<sup>34</sup>.

31 Heinrich HÜBSCH, In welchem Style sollen wir bauen? Repr. d. Ausg. Karlsruhe 1828, mit e. Nachw. v. Wulf Schirmer, Karlsruhe 1984, S. 23.

32 Heinrich HÜBSCH, Bauwerke, Textband, Karlsruhe 1838, S. 6.

33 Trotz des »Mankos« der Nüchternheit entsprach seine Bauweise vor allem den Anforderungen der Zeit nach Sparsamkeit, weshalb eine große Anzahl seiner Kirchenentwürfe in Baden zur Ausführung kam. Es waren vor allem kleine Landkirchen, bei denen Nüchternheit aus Gründen der Kostenersparnis erwünscht war.

34 Mit den Staatskirchlern mußte er sich arrangieren, weil er sonst der Regierung ganz das Feld überlassen hätte. Dem Ultramontanismus mußte er Rechnung tragen, weil dieser als junge Bewegung die Kraft besaß, die katholische Kirche vom Joch des Staates zu befreien, außerdem war von dieser Seite die Kritik an seiner liberalen Haltung groß. – Vgl. dazu: Hubert WOLF, Johann Baptist von Keller (1774–1845). Das Bild eines Bischofs im Spannungsfeld von Staat und Kirche, von Aufklärung und Orthodoxie, in: RJKG 3, 1984, S. 213–233.

### 6. Warum der Dombau nicht verwirklicht wurde

Eigentlich wäre Bischof Keller eine Rückverlegung von Generalvikariat und katholisch-theologischer Fakultät und Priesterseminar nach Ellwangen lieber als ein Domneubau gewesen<sup>35</sup>. Da die Entscheidung der Regierung nicht rückgängig zu machen war, galt es, die in Rottenburg bestehenden Verhältnisse zu verbessern.

Trotzdem König Wilhelm I. am 11. Juli 1828 das Sammeln von freiwilligen Spenden für den Domneubau verboten hatte, und von staatlicher Seite keine Gelder zu erwarten waren, gab Bischof Keller nicht auf. Er versuchte in einem Zirkularschreiben vom 10. Dezember 1828 das Verbot zu umgehen, indem er mit gutem Beispiel und einer Spende von 100 Gulden den Geistlichen voranging, um sie so indirekt zu Dombauspenden zu animieren. Wirklich trafen auf diese Aufforderung einige Spenden beim Bischöflichen Ordinariat ein.

Einen weiteren Versuch, an Spendengelder für den Dombau zu gelangen, unternahm das Bischöfliche Ordinariat am 23. Juli 1830. Es sandte ohne Genehmigung des Katholischen Kirchenrats einen Erlaß an die Dekanate, in dem zu freiwilligen Beiträgen aufgerufen wurde. Auch diese Kollekte wurde vom König am 21. August 1830 untersagt.

Ungeachtet dieser Schwierigkeiten ließ sich Bischof Keller nicht entmutigen. Er ließ 1834 Heinrich Hübsch vor seiner Verpflichtung zum Dombauarchitekten mitteilen, daß er glaube, die 100 000 Gulden beschaffen zu können<sup>36</sup>. Bis 1838 war der Katholische Kirchenrat jedoch zu keinerlei Zugeständnissen bereit. Auch einem Antrag zur Bewilligung einer Summe von 80 000 bis 100 000 Gulden für den Dombau, den Bischof Keller in den Württembergischen Landtag am 21. Juni 1839 einbrachte, war kein Erfolg beschieden. Die letzten ebenso erfolglosen diesbezüglichen Anträge an den Katholischen Kirchenrat kamen im Oktober des Jahres 1842 vonseiten Ignaz Jaumanns und des Stiftungsrats der Dom- und Stadtpfarrkirche.

Nach 1845, dem Todesjahr Bischof Kellers, ging es nicht mehr darum, einen neuen Dom zu bauen, sondern um eine Verlegung des Bischofsitzes in eine »geeignete« Stadt. Vor allem die ultramontane Bewegung hielt Rottenburg als Bischofsitz für ungeeignet. Die Forderung war, alle kirchlichen Institutionen, Theologiestudium, Priesterseminar und Ordinariat wieder in einer Stadt zu vereinigen, um erstens einen verstärkten Einfluß des Bischofs auf die Theologenausbildung zu gewährleisten und zweitens die Trennung von Studium und Priesterseminar aufzuheben. Vorbild für diese Art der Theologenausbildung war das Tridentinische Seminar. Rottenburg kam wegen mangelnder Gebäude für die Vereinigung der drei Institutionen nicht in Frage. Tübingen, die protestantische Stadt, galt als gänzlich ungeeigneter Ausbildungsort<sup>37</sup>. So kam für die Ultramontanen Ellwangen als katholisch geprägte Stadt mit einer ausreichenden Anzahl von Gebäuden immer noch bzw. wieder in Frage. Ellwangen besaß außerdem mit der Stiftskirche einen »würdigen« zukünftigen Dom. Hier wird deutlich, daß der Martinsdom von ultramontaner Seite nur stellvertretend für eine umfassende Kritik an den kirchenpolitischen Verhältnissen benutzt wurde.

35 Im Jahr 1821 äußerte er diese Forderung in einer anonymen, von ihm verfaßten Flugschrift und trug sie in der Zweiten Kammer des Württembergischen Landtags vor. – Vgl. dazu: Rudolf REINHARDT, Wer war der Verfasser der Flugschrift »Stimme der Katholiken im Königreiche Württemberg. Wünsche und Bitten« (1821)? Ein Nachtrag, in: DERS. (Hg.), Tübinger Theologen und ihre Theologie. Quellen und Forschungen zur Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät Tübingen, Tübingen 1977, S. 353–357.

36 Vgl. dazu: Empfehlungsschreiben eines Karlsruher Professors vom 4. Dezember 1834 an den Bischof, in: DAR Bestand G1.1, (A6.4a.) Nr. 208.

37 Vgl. dazu: Gisela ZEISSIG, Zurück nach Ellwangen? Die Bemühungen um eine Rückverlegung von Bischofssitz, Katholisch-Theologischer Fakultät und Priesterseminar in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in: RJKG 3, 1984, S. 235–257.

1848/50 ergab sich durch die neugewonnene Autonomie der Kirche die Möglichkeit, die Rückverlegung erneut zu fordern. Bischof Joseph Lipp (1795–1869), der Nachfolger Bischof Kellers, blieb in dieser Angelegenheit neutral, weil er von 1850 bis 1852 geheime Verhandlungen führte, um Priesterseminar und Bischöfliches Ordinariat in die ehemalige Prämonstratenserabtei Obermarchtal bei Ehingen zu verlegen. Auch dieser Plan scheiterte, erklärt aber Bischof Lipps Desinteresse an einem Domneubau<sup>38</sup>. Das Interesse seiner Nachfolger galt ebenfalls anderen Neubauprojekten. Sie sahen unter anderem dringendere Bedürfnisse in den Diasporagemeinden.

Der Kritik an ihrer Stadt wollten die Rottenburger im Jahr 1899 begegnen, indem sie die Domneubauforderung wiederum aufgriffen. Die Forderung nach einem Domneubau war umso berechtigter, als die räumlichen Unzulänglichkeiten des Martinsdoms durch das Anwachsen der Bevölkerung spürbarer geworden waren. Bischof Paul Wilhelm von Keppler ließ sich nach anfänglichem Zögern von der Sache begeistern. Aus Anlaß seines 25jährigen Priesterjubiläums im August 1900 schenkten ihm die Rottenburger einen Dombauplatz an einem Hügel außerhalb der Stadt, der »Schelmen« genannt wird.

Der Bischof initiierte ab 1902 mehrere Spendenaufrufe. 1914 waren 570 000 Reichsmark zur Arrondierung des Bauplatzes<sup>39</sup> und zum Dombau zusammengekommen. Im Herbst 1914 sollte die Grundsteinlegung erfolgen, doch der Erste Weltkrieg machte diese Pläne zunichte.

### 7. Josef Cades' Dombauentwürfe

Bischof Keppler galt als Kunstfachmann und wurde diesbezüglich häufig um Rat gefragt. Da er eine persönliche Vorliebe für die romanische Kirchenbaukunst hatte, empfahl er häufig den Stuttgarter Architekten Josef Cades (1855–1943), der sich auf diesen Stil spezialisiert hatte. Er übertrug Cades den Auftrag für die Planung der Bischofskirche, und dieser legte 1903 seinen ersten Entwurf vor, den er mehrfach variierte. Der Rottenburger Dom sollte in romanischen Formen gebaut werden. Um die Jahrhundertwende war die Wahl beim Bau katholischer Kirchen in Deutschland ohnehin nur auf Romanik oder Gotik beschränkt. Was als »neuer Stil« bezeichnet wurde, lehnte man für den katholischen Kirchenbau mit der Begründung ab, es handle sich um eine vorübergehende Mode, der Kirchenbau aber müsse Jahrhunderte überdauern und deshalb zeitlos und in der Tradition verwurzelt sein. Dasselbe galt für die Konstruktion, neue Materialien wie Beton wurden nur an unsichtbaren Stellen des Gebäudes verarbeitet, um den »mittelalterlichen« Eindruck nicht zu beeinträchtigen.

Cades plante den Dom im sogenannten »Übergangsstil«, einer Spätphase der Romanik, die nach 1890 häufig für Kirchenbauten verwendet wurde. Zu den Kennzeichen des Übergangsstils äußerte sich »Der erste Plan zum neuen Dom«, eine undatierte, gedruckte Schrift zum Dombau.

»Die Hauptgrundsätze, die ihm für die vorliegenden Pläne maßgebend waren, sind folgende: Romanischer Stil, gotische Konstruktion (Spitzbogengewölbe, Strebebögen und Strebebögen) und moderne Grundrißverhältnisse (besonders ein weites Mittelschiff).«<sup>40</sup>

Die Beliebtheit des Übergangsstils gegenüber der Hochromanik lag in seiner größeren Flexibilität in Konstruktion und Dekoration und in der leichteren und damit preiswerteren Bauweise.

38 Vgl. dazu: Rudolf REINHARDT, Obermarchtal als Bischofsitz? Die Verhandlungen des Rottenburger Bischofs Joseph von Lipp mit dem Hause Thurn und Taxis (1850 bis 1852), in: DERS./Max MÜLLER/Wilfried SCHÖNTAG (Hg.), Marchtal, Ulm 1992, S. 355–365.

39 Nach langen Verhandlungen um alternative Bauplätze in der Stadt hatte man sich schließlich auf den ursprünglichen auf dem Schelmen geeinigt.

40 DAR Bestand Gl.1, (A6.4a), Nr. 209.

Der erste Entwurf von 1903 ist eine Basilika mit Doppelturmfassade und Querschiff ohne Vierungsturm. Die Fassade ist durch kräftige Strebe Pfeiler an den Ecken der Türme dreigeteilt. Der mittlere Teil der Fassade ist breiter als die Türme. Diese bestehen aus fünf Geschossen von ungleicher Höhe und besitzen hohe pyramidenförmige Helme. Die weit nach oben gezogenen, kräftigen Strebe Pfeiler hat Cades von den romanischen Kirchen der Normandie übernommen, wie z. B. Sainte-Trinité in Caen.

Oberhalb des umlaufenden Sockels führen drei rundbogige Stufenportale, die durch je eine Freitreppe erreichbar sind, ins Innere der Kathedrale. Das mittlere Portal ist vergrößert. Im zweiten Geschoß befinden sich über einer Galerie je zwei Rundbogenfenster in den Türmen und in der Mitte eine Fensterrose, die eine getreue Nachbildung derjenigen der Westfassade der Kathedrale Notre-Dame in Laon ist. Das schmale Zwischengeschoß enthält an den Türmen je eine kleines Rundfenster, während die Galerie im Mittelteil durch die große Fensterrose etwas nach oben gerückt ist, darüber der Giebel mit Zwillingsfenster. Die beiden oberen Stockwerke der Türme enthalten ebenfalls Zwillingsfenster.

Die Fassade ist detailarm und wegen der flächigen Gesimse und kräftigen Strebe Pfeiler stärker vertikal als horizontal gegliedert. Durch diese Tatsache und ihre monumentale Größe ist sie eindeutig auf Fernsicht angelegt.

Die Seitenansicht zeigt die pultgedeckten und mit Rundbogenfenstern versehenen Seitenschiffe, die durch Strebebogen mit der Hochschiffwand verbunden sind. Diese sind nötig, weil die großen Zwillingsfenster den Obergaden auf eine geringe Masse reduzieren. Das Langhaus ist in fünf, der Chor in drei Joche eingeteilt. Das Querhaus besitzt wie die Türme zwei Strebe Pfeiler an jeder Ecke. Weil das Querhaus ebenso hoch wie das Langhaus und der Chor ist, besitzt der Bau eine einheitliche Firsthöhe. Die Querschifffassade ist weniger aufwendig gestaltet als die Westfassade. Statt der Fensterrose besitzt sie ein Radfenster, der Giebel eine Blendarkade und einen Sechspaß. Am Chorchaupt befinden sich drei radiale, halbrunde Kapellen.

Der Charakter des Außenbaus ist »romanisch« durch die dekorativen Details wie Rundbogenöffnungen der Fenster und Portale; »gotisch« sind die konstruktiven Elemente wie das Strebewerk, Details wie die Fensterrose, auch die fehlende Massigkeit der Architekturelemente wie der Türme, überhaupt deren geringe Anzahl und der fehlende Vierungsturm.

Drei Vorhallen führen in das Innere, das Kreuzrippengewölbe, Chorumgang und ein umlaufendes Triforium besitzt. Die Joche werden durch Gurte voneinander getrennt, die breit und bandförmig sind und oben spitzbogig zulaufen. Die dreiviertelrunden Kreuzrippen und die bandförmigen Gurtrippen sind romanisch, die Konstruktion des Gewölbes ist gotisch.

Die Pfeilerarkaden sind rundbogig im Langhaus, die fünf Säulenarkaden des Chorumgangs leicht spitzbogig. Das Triforium besteht aus vier Rundbogenarkaden in jedem Joch. Das Querschiff besitzt die Breite von zwei Jochen und in Verlängerung der Schildmauer des Langhauses Emporen. Der absidial schließende Chor besitzt ein Segelgewölbe und ist wegen der darunter vorgesehenen Grablege um einige Stufen erhöht.

Wahrscheinlich im selben Jahr entwarf Cades eine Variation der Doppelturmfassade. Hier ergeben sich vor allem im Mittelteil Abweichungen, die Fensterrose entfällt, an ihrer Stelle befindet sich ein Rundbogenfenster zwischen Blendarkaden, im Giebel sind zwei Zwillings- und ein kreisförmiges Fenster vorhanden.

Ein weiterer Domentwurf ist zusammen mit Erläuterungen in dem Vortrag »Die Rottenburger Dombauffrage« von Bischof Keppler abgebildet, den er im Jahr 1904 hielt und der 1905 in seinem Buch »Aus Kunst und Leben« erschien<sup>41</sup>. Der wesentliche Unterschied ist, daß es sich bei dieser Fassung um eine Emporenbasilika handelt, wodurch der Wandaufbau vierzig

41 Die Einnahmen aus diesem Buch flossen in den Dombaufonds. Paul Wilhelm VON KEPPLER, Die Rottenburger Dombauffrage, in DERS., Aus Kunst und Leben, Freiburg im Breisgau 1905, S. 288–310.

wird. Grundlegend für die Doppelturmfassade ist die Variation von 1903 ohne Fensterrose. Sie wird durch eine Lisenengliederung bereichert und geringfügig verändert. Die Blendarkade des Giebels zieht sich hier auch um die Türme, wodurch die kreisrunden Fenster der Türme entfallen. In der Seitenansicht befinden sich über den Rundbogenfenstern der Seitenschiffe die Zwillingenster der Emporen und am Obergaden drei gekuppelte Fenster, deren mittleres erhöht ist. Der Seiteneingang ist nun am vierten Joch des Langhauses. Die Querhausfassade besitzt statt des Portals zwei Rundbogenfenster gleich denen der Seitenschiffe und eine Galerie auf Höhe der Emporen.

Die Emporen öffnen sich zum Mittelschiff mit einer den Fenstern des Obergadens entsprechenden dreiteiligen Rundbogenöffnung. Diese gekuppelte Rundbogenöffnung ähnelt denen der Empore des Limburger Doms. Das Triforium schrumpft zu einer Rundbogenöffnung. Das Querhaus tritt in der unteren Zone noch weniger als bei dem Entwurf von 1903 in Erscheinung, weil die Emporen in Verlängerung der Scheidmauern die Vierung begrenzen. Statt der Zwillingenster des ersten Entwurfs besitzt der Chor oberhalb des Umgangs und einer Blendarkade große Rundbogen- und ein Rundfenster.

Als späthistoristisches Bauwerk wurde der Rottenburger Domentwurf von Josef Cades mit archäologischer Genauigkeit geplant, das heißt, es läßt sich für jedes Detail ein mittelalterliches Vorbild finden. Innerhalb des vorgegebenen Rahmens der Stile sollten die Architekten historisierender Architektur durchaus Erfindungsgabe beweisen, die trotz des geringen Spielraums anerkannt wurde. Zum Beispiel »verbesserte« Cades das Vorbild der romanischen Kathedrale von Langres für den Innenraum nach seinen Vorstellungen<sup>42</sup>. Aus diesem Grund empfanden sich die Architekten des Späthistorismus zwar als traditionsverbunden, aber auch als durchaus »modern«. Der größte Vorwurf gegenüber einem Architekten war, ein »bloßer Compiler« zu sein oder, schlimmer noch, eine reine Kopie geschaffen zu haben<sup>43</sup>. Wegen des geringen Spielraums in der eigenschöpferischen Leistung lassen sich späthistoristische Kirchenbauten nur bei genauerem Hinsehen von mittelalterlichen unterscheiden. Ein Unterscheidungsmerkmal ist der geschlossene Baukörper, der wie aus einem Guß wirkt im Gegensatz zu den mittelalterlichen Vorbildern, die durch die lange Bauzeit bedingt verschiedenen Bauphasen sichtbar machen.

Cades' Domentwurf fällt durch seine einfache und klare Baukonzeption auf, die weitgehend auf mittelalterliche Schmuckformen und Details verzichtet, wodurch der Wandaufbau karg und flächig wird. Ein gern in Kauf genommener Nebeneffekt dieser Detailarmut war, daß diese Sparsamkeit bei der Konstruktion auch nach außen sichtbar war, wodurch der Vorwurf der Verschwendung umgangen wurde.

In seiner Schlichtheit erinnert Cades' Kathedralentwurf an den von Heinrich Hübsch, und wie bei diesem wirkt seine zurückhaltende Dekoration erstaunlich aktuell, vor allem im Vergleich mit der »barockisierenden Plastizität«<sup>44</sup> anderer späthistoristischer Kirchen. Trotzdem ist er wegen seiner gesamten Konzeption mehr dem 19. als dem 20. Jahrhundert zuzurechnen.

Wenn auch vor dem Ersten Weltkrieg einige protestantische Kirchen in Württemberg und auch ein paar katholische mit der Tradition brachen<sup>45</sup>, so stellte doch der Erste Weltkrieg in

42 Vgl. dazu: Brief von Cades an das Bischöfliche Ordinariat vom 20. Januar 1903, in: DAR Bestand Gl.I, (A6.4a), Nr. 209.

43 Vgl. dazu: Der Kirchenbau von Schweningen, in: Archiv für christliche Kunst, X. Jg., Stuttgart 1892, S. 24.

44 Valentin HAMMERSCHMIDT, Anspruch und Ausdruck in der Architektur des späten Historismus in Deutschland (1860–1914), Frankfurt a. M./Bern/New York 1985, S. 107.

45 Die 1910/11 erstellte Salvatorkirche in Aalen von Hugo Schlösser besteht aus einem weiten, zentralisierten Raum mit Rabitzgewölbe und lehnt sich an barocke Formen an. Die 1912/13 gebaute

Württemberg die Wende dar. Danach brach man auch im katholischen Kirchenbau endgültig mit der Tradition, und Cades' Kirchen waren unmodern. Das war ein ungeheurer Wandel binnen sehr kurzer Zeit. Als sie entworfen wurde, galt die Rottenburger Domkirche als zeitgemäß, schon 1913 war sie umstritten<sup>46</sup>, und nach 1918 galt sie als veraltet.

### 8. Die Entwicklung nach dem Ersten Weltkrieg

Die Inflation von 1923 hatte den Dombaufonds zu einem Nichts zusammenschmelzen lassen und an Dombaupläne war zwischen 1918 und 1945 nicht zu denken, denn es gab andere Prioritäten. Dennoch mußte Bischof Sproll am 6. 3. 1928 betonen, daß ein Domneubau zwar zur Zeit die finanziellen Möglichkeiten der Diözese übersteige, daß der Plan aber nicht aus dem Auge gelassen werde<sup>47</sup>, denn es galt, eine große Zahl von Dombaubefürwortern zu beruhigen, die ihr Anliegen wiederholt äußerten. So begnügte man sich 1928, zur Feier des 100jährigen Jubiläums der Diözese, mit einer Renovierung der Martinskirche.

Der Rottenburger Architekt Hans Lütke-meier machte im September 1945 einen Versuch, die Dombaufgabe wiederzubeleben. Er verfaßte die Denkschrift »Die Bischofsstadt Rottenburg in ihrer zukünftigen Entwicklung und städtebaulichen Gestaltung«. Darin verbreitete er die Idee, das Landesgefängnis von Rottenburg nach Münsingen zu verlegen, um auf dem freiwerdenden Gelände einen Dom zu bauen. Mit diesem Vorschlag trat er an das Bischöfliche Ordinariat heran, das sich deutlich von diesen Plänen distanzierte<sup>48</sup>.

Seither gibt es keine konkreten Pläne zu einem Domneubau. 1965 wurde der Dombauplatz auf dem Schelmen mit Gebäuden bebaut, die Wohnungen für Bischof, Weihbischof und zwei Domkapitulare enthalten. Man ließ einen Platz für einen zukünftigen Domneubau frei, der jedoch aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Jahren vom Bischöflichen Ordinariat nicht erwogen wird. Ein Grund dafür ist, daß die Schlichtheit des Martinsdoms dem Geschmack und den Bedürfnissen der heutigen Zeit entspricht: *Daß der überkommene Rottenburger Dom in seiner Gestalt und Herkunft mehr einer Pfarrkirche gleicht als einer Kathedrale, wird inzwischen durchaus nicht mehr als nachteilig, sondern als höchst bedeutungsvoll empfunden*<sup>49</sup>.

Außerdem wurde dem Martinsdom im Zusammenhang mit der Umbenennung des Bistums in »Rottenburg-Stuttgart« am 18. Januar 1978 mit St. Eberhard in Stuttgart eine

Lautinger Kirche desselben Architekten ist, trotz höherer Kosten, um Erdbbensicherheit zu erreichen mit einer Stahlbetonkuppel überwölbt. Bei beiden Kirchen, wie auch bei der 1913/14 erbauten Kirche St. Cyriakus in Straßdorf von Hans Herkommer, ist die Tendenz zur Vereinfachung, zu Schlichtheit und Sachlichkeit unübersehbar.

46 »Ein fertiger Plan des Architekten Cades - Stuttgart - Backsteinbau in romanischem Stil - ist lebhaftem Widerspruch in Sachverständigenkreisen begegnet. Es steht zu erwarten, daß das Bestreben der Bauleitung dahin gehen wird, die technischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte aufs nützlichste mit den von unseren modernen Künstlerarchitekten entwickelten Formen der neuzeitlichen Innenarchitektur zu einem organischen Ganzen zu vereinen.« Die Rottenburger Dombaufrage, in: Süddeutsche Zeitung, Zweites Blatt, Stuttgart 25. 12. 1913.

47 Vgl. dazu: Zitate Bischof Sprolls im Artikel: Die Diözesansteuervertretung, in: Rottenburger Zeitung und Neckar-Bote, Rottenburg 14. März 1928.

48 »In der gegenwärtigen Zeit besteht für uns kein Interesse an ihrer Erörterung und Förderung, wir müssen vielmehr aus gewichtigen Gründen betonen, daß wir ihre Erörterung und Förderung in der Öffentlichkeit, oder in bestimmten Kreisen weder billigen noch wünschen können.« Antwort des Bischöflichen Ordinariats an Hans Lütke-meier vom 2. Januar 1946, in: DAR Bestand Gl.1, (A6.4a), Nr. 218.

49 Wolfgang URBAN, Kirchliches Bauen in der Diözese Rottenburg-Stuttgart, in: RAUM SCHAFFEN FÜR GOTT. Kirchenbau und religiöse Kunst in der Diözese Rottenburg-Stuttgart. Ulm 1992, S. 24.

Konkathedrale beigegeben, die 1953 bis 1955 nach Plänen des Architekten Hugo Schlösser errichtet worden war.

### 9. Schluß

Während die beiden Dombauprojekte des 19. Jahrhunderts von Karl Marcell Heiglein und Heinrich Hübsch am Anfang der Architekturepoche des Historismus einzuordnen sind, gehört das Projekt des Architekten Josef Cades der Endphase an. Anhand der besprochenen Entwürfe kann man eine Entwicklung innerhalb des Historismus erkennen. Er begann um 1830 eigenschöpferisch und phantasievoll, endete zu Beginn des 20. Jahrhunderts in völliger formaler Erstarrung und war zum Zeitpunkt der Entwürfe des dritten Projekts kulturell überlebt.

Auch die Rückbesinnung auf die idealisierte »christliche« Vergangenheit kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Kirchenbau seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts eine innerlich abgelebte Bauaufgabe ist, was sich besonders auf ein so ehrgeiziges Unternehmen wie einen Domneubau auswirkte. Dies hatte zur Folge, daß das Domneubauvorhaben in Rottenburg für die Verantwortlichen nicht dieselbe Dringlichkeit besaß wie z. B. der Bau von Gemeindekirchen. Die wachsende Bedeutung der Gemeinden und ihrer Kirchen spiegelt sich darin, daß sie gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer größer und opulenter gebaut wurden, beispielsweise wurde der Rottenburger Domentwurf von Josef Cades in leicht abgewandelter Form, aber in der geplanten Größe als Gemeindekirche in Landau in der Pfalz von 1907 bis 1910 verwirklicht.

Auch wenn seit dem Ersten Weltkrieg bescheidenere Kirchenbauten gefragt sind, und die Notwendigkeit eines solchen monumentalen Dombaus nicht mehr besteht<sup>50</sup>, kommt man nicht umhin, die Qualität der drei Rottenburger Domentwürfe und ihren historischen Stellenwert zu würdigen.

50 Schon 1914 gab es Stimmen, die die Notwendigkeit eines Domneubaus bestritten: »Ob ein großer Dom in dem kleinen etwa 8000 Einwohner zählenden Landstädtchen nötig ist, darüber gehen die Meinungen freilich auseinander. Nötig ist er eigentlich nur für größere Gelegenheiten, Inthronisationen und dergl.« – Auszug aus einem Zeitungsartikel vom 24. Juni 1914, DAR Bestand Gl.1 (A6.4a) Nr. 215.